

Leitartikel

Veronika Prüller-Jagenteufel Neues Leben

Ein Blick auf eine Zukunftsgestalt von Kirche

„Laß mein Volk ziehen, damit sie mir in der Wüste ein Fest feiern können“, mit diesem Wort ihres Gottes Jahwe kommen Moses und Aaron vor den Pharao Ägyptens, der aber von diesem Gott nichts wissen will und seine Aufseher anweist, den Israeliten noch härtere Fron aufzuerlegen. „Erschwert man den Leuten die Arbeit, dann sind sie beschäftigt und kümmern sich nicht um leeres Geschwätz.“ (Ex 5,1–9)

„Laß mein Volk ziehen“ als Titel dieses Heftes, das sich als Zwischenbericht zu den Prozessen um die Kirchenvolksbegehren versteht, erinnert an diese alttestamentliche Geschichte.¹ Die Auseinandersetzung zwischen Israel und Ägypten auf eine innerkirchliche Diskussion umzulegen, ist dabei nicht unproblematisch. Wird dadurch nicht eine zu scharfe Grenze gezogen wie zwischen Freund und Feind? Ist die Kirchenleitung wirklich mit einem Pharao zu vergleichen, der nicht an den Gott Jahwe glaubt, keiner Sympathien würdig, das Herz verhärtet, an den Dienstleistungen der Menschen mehr interessiert als an ihrem Heil? Kann tatsächlich eine Seite in diesem Konflikt den „Spruch des Herrn“ so eindeutig für sich reklamieren? Dennoch ist der Exodus ein Bild, das vielen, die sich auf den Weg der Veränderung kirchlicher Denk- und Umgangsformen gemacht haben, Inspiration und Hoffnung gibt. Nicht wenige Gemeinden, Gruppen und Bewegungen sind bereits unterwegs, und hinter der oft erstarrt wirkenden Kirchenfassade spielt sich buntes Leben ab. „Laß mein Volk ziehen“ ist hier als Wort an die Kirchenleitung eine Provokation der Hoffnung, denn das Ziel ist das Fest, zu dem alle, auch die Bischöfe, geladen sind.

Sichtfenster in die Zukunft: Pluriformität und lösbare Bindungen

In den Aufbrüchen, die sich neben dem Kirchenvolksbegehren² z. B. auch in ökumenischen Basisgruppen, Frauengruppen, Eine-Welt-Gruppen etc. zeigen, äußert sich nicht nur Unzufriedenheit mit Kirchenleitung und -strukturen, hier wächst vielmehr etwas heran, was eine der zukünftigen Gestalten von Kirche sein wird, eine Kirche, die versucht, heutigen Menschen gerecht zu werden, die Dignität des Glaubenssinnes aller Gläubigen ernstzunehmen und danach Liturgie, Theologie und In-

¹ Vgl. auch *Ruth Etchells, Set my People Free. A Lay Challenge to the Churches*, London 1995.

² In diesem Heft werden die Schreibweisen „Kirchenvolks-Begehren“ und „Kirchenvolksbegehren“ gleichberechtigt verwendet.

stitution zu gestalten. Diese sich neu herausbildenden Formen zu untersuchen soll ihnen nicht vorschnell mehr theologische Richtigkeit zusprechen als den bestehenden, sondern vermutet, daß in ihnen Gottes Geist wirkt und daß er durch sie eine Botschaft an die Kirche als Ganze ausrichtet.

Erstes Kennzeichen der hier neu entstehenden Kirchengestalt ist ihre Pluriformität: es gibt sie nicht in der Einzahl. Die Organisationsformen sind flexibel und vielfältig, angepaßt den konkreten Umständen, aus denen sie entstehen, und den Menschen, die sie tragen. Sie suchen dabei nach Formen der Vergemeinschaftung, die genug Platz lassen für Prozesse, für Entwicklung und Dynamik, was auch heißen kann, eine gefundene Struktur wieder aufzulösen und sich gegebenenfalls neu zu formieren. Kriterium ist u. a. die Frage, ob die Strukturen es ermöglichen, daß sich alle beteiligen können, daß alle Zugang zu Entscheidungen sowie prinzipiell zu allen Funktionen und Ämtern haben.

Ein weiteres Merkmal ist, daß in diesen neuen Sozialgestalten die Beteiligung dem Prinzip der lösbaren Bindungen unterliegt. Nicht die Beitrittserklärung zur Institution, sondern gemeinsame Überzeugungen und Erfahrungen, die immer wieder gesucht und hergestellt werden müssen, begründen Zugehörigkeit. Dabei ist nicht nur die hinter einer Organisation stehende Idee entscheidend, sondern ebenso die Frage, ob diese in der Praxis, auch in Strukturen und Umgangsformen, umgesetzt wird. Identifikation hat hier demnach keinen Mitgliedsausweis, dafür eine enge Verkoppelung mit Ethik. Solange die Menschen das, was sie selbst als Wert erkennen, im kirchlichen Geschehen wiederfinden, werden sie zum Engagement bereit sein – allerdings eventuell zeitlich begrenzt, denn Achtsamkeit auf sich selbst und ein behutsamer Umgang mit den eigenen Ressourcen gehört ebenfalls zu den angestrebten Werten. Wenn eine/r hinter der Aufforderung zum Einsatz eine Form von Ausbeutung entdeckt oder vermutet, wird er/sie sich vermutlich schnell zurückziehen. Um den Menschen gerecht zu werden, ist in all dem keine Leichtfertigkeit zu sehen, sondern ein beständiges Ringen um Selbstbestimmung. Gerade wenn es um ihren Glauben und das Engagement dafür geht, wollen Menschen nicht Anweisungen von oben folgen, sondern in diesem zentralen Bereich des Lebens als Personen ernstgenommen werden.

Dialog als Grundlage

Insgesamt erscheinen Dialog und Kommunikation als Grundlagen dieser Art, miteinander Kirche zu gestalten, wobei für die Zusammengehörigkeit eine völlige Über-

einstimmung nicht das Entscheidende ist. Vielmehr wird hier Verschiedenheit zum Boden des Gemeinsamen. Dialog dient dem Austausch, der gegenseitigen Inspiration und der gemeinsamen Zielbestimmung, nicht so sehr dem Herstellen von inhaltlicher Einmütigkeit. Diese entsteht eher aus dem gemeinsamen Handeln, denn Konsens wird weniger theoretisch gesucht als praktisch durch Kooperation aufgebaut.

In ihrer Selbstdefinition als Kirche warten diese Aufbrüche neuer Kirchenformen nicht auf eine Bestätigung durch die etablierte Hierarchie. Sie verstehen sich und handeln als Kirche, nicht mit Exklusivitätsanspruch, als wären *nur* sie Kirche, doch in dem Vertrauen, daß sich hier unter ihnen Kirche ereignet. Die Definitionsmacht der Kirchenleitung wird auch an diesem entscheidenden Punkt an den Dialog als Prinzip rückgebunden.

Was die Glaubensinhalte betrifft, verlassen diese Gruppen die gewachsene christliche Tradition keineswegs, doch sie nehmen sie in die eigene Hand. Christentum ist hier nicht etwas ein für allemal Vorgegebenes, sondern stets neu zu durchdenken und neu zu gestalten. Die Tradition wird weiterentwickelt, die alten Grenzen des Christlichen, erst recht des Katholischen, werden dabei verschoben. Der Boden, auf dem auch zunächst Fremdes in die Formen und Inhalte des Glaubens integriert wird, ist dabei die biblische Botschaft von Gottes Liebe und Gottes Gerechtigkeit. Maßstab ist letztlich die konkrete Praxis, und so gibt es in diesen Gruppen viel Sensibilität und Engagement für soziale Fragen, viel Bereitschaft, sich auf die Seite der Armen zu stellen. Dabei wird beständig darum gerungen, vom Einsatz *für* andere zum Engagement *mit* ihnen zu finden, um gemeinsam Kirche der Armen zu werden.

Kritische Rückfragen: Verbundenheit und Lehramt

Diese hier nur grob skizzierten neuen Formen, Kirche zu leben, wurden in letzter Zeit u. a. auch bei großen Zusammenkünften sichtbar, wie der Europäischen Frauensynode³, der ökumenischen Versammlung in Graz⁴ oder auch dem Treffen der brasilianischen Basisgemeinden.⁵ Immer wieder war hier zu beobachten, wie bunt und vielfältig das Leben dieser Gemeinden und Gruppierungen

³ Vgl. Gertraud Ladner – Michaela Moser (Hg.), Frauen bewegen Europa. Die Erste Europäische Frauensynode – Anstöße zur Veränderung, Thaur 1997. Vgl. auch die Untersuchung „Frauen – Kirche – Feminismus“ über die Teilnehmerinnen der Frauensynode, die im Winter 1997 als Dossier der Arbeitsstelle für kirchliche Sozialforschung Wien publiziert wird.

⁴ Vgl. Christa Esterházy, die 2. Europäische Ökumenische Versammlung, Graz 23.–29. Juni 1997. „Versöhnung – Gabe Gottes und Quelle neuen Lebens“, in: Diakonia 28 (1997) H. 5, 346–350.

⁵ Darüber berichtet Franz Weber in diesem Heft.

ist, aber auch wie weit sie sich bereits von den Umgangsformen und Fragestellungen der Hierarchie entfernt haben. Es zeigte sich jedoch auch, wie viele Menschen nach wie vor bereit sind, sich für eine Weiterentwicklung der ganzen Kirche einzusetzen, und dafür Erfahrungen und Know-how aus den eigenen Bewegungen, aus dem, was hier seit Jahren wächst, anbieten können.

Die neuen Formen, die sich entwickeln, sind jedoch auch zu befragen: z. B. dahingehend, wie die Verbundenheit der verschiedenen Gruppen in und mit einer gemeinsamen Kirche noch manifest und verlässlich bezeugt werden kann. Bricht in Zukunft an der Basis nun das bunte Durcheinander aus, ein Streben in alle Richtungen, jedes Grüppchen für sich? Herausforderung an die flexiblen Organisationsformen ist es nicht nur, im eigenen Raum verlässliche Beziehungen zu stiften, sondern auch Wege zu suchen, die unterschiedlichen Gruppen untereinander zu vernetzen und mit der ganzen Kirche zu verbinden. Soll das Bewußtsein, gemeinsam als Kirche zusammengehören, erhalten bleiben, braucht es Formen, in denen das erinnert, sichtbar gemacht und gepflegt wird. Neben dem bewußten liturgischen Gedenken aneinander und an die Kirche als größeres Ganzes ist hier vor allem das verstärkt gesuchte Gespräch zu nennen. Wissen etwa in einer Stadt die Gruppen, die das Kirchenvolksbegehren getragen haben, wie die Frauengruppen über Glaube und Kirche denken? Haben die Mitglieder des Bibelkreises die Dritte-Welt-Gruppe schon einmal nach ihrer Vision des Reiches Gottes gefragt? Wo gibt es stärkeren Austausch zwischen Aufbruchsbewegungen und traditionsreicheren Organisationen des Laienapostolats, oder Gespräche zwischen Kirchenvolksbegehren und sogenannten konservativen katholischen Gruppierungen? Je größer die innere Vielfalt wird, umso mehr brauchen wir sozusagen innerkatholische ökumenische Verständigungsprozesse, um einander nicht aus den Augen zu verlieren.

Nicht unbedeutend ist auch die Frage, welche Rolle in diesen neuen Formen von gelebter Kirche dem Lehramt zukommt. Wenn die Bedeutung der Grenzziehungen abnimmt, wenn der Glaubenssinn der Gläubigen ernstgenommen und (mit-)bestimmend ist, hat sich dann diese kirchliche Einrichtung erübrigt? Ich glaube nicht. Auch in einer neuen Gestalt hätte das Lehramt als Gesprächspartner die Aufgabe, verlässlich dafür zu sorgen, daß in allen Dialogen die synchrone wie die diachrone Verbindung zu anderen christlich Glaubenden erinnert und gesucht wird. Die überkommenen Glaubensüberzeugungen

Wir brauchen
Erzählen und
Austausch

werden dabei nicht unbedingt das letzte Wort haben, aber sie sollten eine unüberhörbare Stimme behalten. In den Fenstern, die uns auf eine der möglichen zukünftigen Sozialgestalten der Kirche blicken lassen, werden also auch neue-alte Fragen sichtbar. Das Volk, das auszieht, hat keine Patentlösungen parat. Diese Christen fordern den Aufbruch nicht deswegen, weil es das Leben der Kirche so viel einfacher machen würde, sondern weil es unserem Auftrag entspricht, auf der Höhe unserer jeweiligen Zeit unterwegs zu sein.

Wir stehen also mitten in einem grundlegenden Wandel. Neues wächst bereits bunt und blühend. Ich sehe in diesen Zeiten der sich vollziehenden Kirchenreform als beinahe wichtigste Aufgabe, einander von den Aufbrüchen zu erzählen. Wir brauchen Austausch über das, was wächst, über Erfolge und Mißerfolge, über Erfahrungen, Experimente und Ideen. Einander zu erzählen macht Mut, läßt gemeinsame Ziele sichtbar werden und stärkt unser Vertrauen. Es gibt genug Anlässe und Gelegenheiten, um über Rom und die Bistumsleitungen zu lamentieren, wir brauchen mehr Orte und Zeiten, an denen wir offen und ohne Beschönigungen, aber auch ohne Bescheidenheit davon reden, wo wir im Aufbruch sind. Ich bin überzeugt, daß im konkreten Kirchenleben die Reformen weiter, gelungener und spannender sind als in so manchen Planungszentralen. Vielleicht könnte man einen Wettbewerb ausschreiben: Einzureichen wären in der Praxis erprobte Kirchenreformen – eine Frauenliturgiegruppe, die neue Formen des Feierns und Vorstehens entwickelt hat; eine Flüchtlingsinitiative, die Leben und Glauben der Beteiligten verändert hat; eine Pfarrei, die selbst Statuten geschrieben hat und danach lebt; eine Gemeindeleiterin, deren Praxis von Taufe und Eheassistenz die Menschen anzieht; ein Bibelkreis, der den Predigtdienst übernommen hat; . . . Kriterium der Jury wäre nicht das Kirchenrecht, sondern die Mehrung von Freude am gemeinsam gelebten Glauben.

Freiheit, innere und äußere, letztlich von Gott kommende, werden wir brauchen, um uns auf den grundlegenden Wandel weiter vertrauensvoll einzulassen. Vielleicht erwartet uns auch ein Weg durch Wüsten, jedenfalls aber führt uns der Auszug ins Fest, in die von Gott geheiligte Zeit. Es soll dabei auch ein Fest der Versöhnung sein, denn es geht nicht um den Kampf gegen einen bösen Feind, sondern um gemeinsames Gehen und Erzählen auf den Wegen des Geistes – Frauen und Männer, Priester und Laien, Kirchenleitung und Gemeinden – ein Volk, das weiß, daß es zusammengehört, weil nicht alle gleich

und der Wege viele sind. Auf dem interekklesialen Treffen der brasilianischen Basisgemeinden in São Luís schuf eine Künstlerin ein Symbol für die Bewegung der Basisgemeinden: eine schwangere Frau – das Neue ist nicht mehr aufzuhalten, manche beunruhigt es, aber es ist neues Leben, das Gott uns schenkt.

Artikel

Herbert Vorgrimler Überlegungen zum Glaubens- sinn der Gläubigen

Der „Glaubenssinn“, der sensus fidei bzw. fidelium, ist nach Vorgrimler ein geistgewirktes „Gespür für das Wesentliche an Gottes Offenbarung“. Seine Vergegenwärtigung ist ein Zeichen der Zeit. Es kann aber nicht erwartet werden, daß der sensus fidelium zu einem consensus fidelium führt. Vielmehr ist der Glaubenssinn in kleineren Gruppen zu suchen, die sich um ein Leben aus dem Glauben und um die Weitergabe des Glaubens bemühen und sich darüber miteinander austauschen. Eine „christologisch-hierarchologische Kirchengauffassung“ mit ihrem geschichtslosen Verständnis der „Glaubenswahrheiten“ (Weltkatechismus) und ihrer fortgesetzten „Sakralisierung der kirchlichen Struktur“ ist dafür nicht dienlich, sondern vielmehr ein großes Hindernis. So berechtigt die in den Kirchenvolksbegehren geäußerten Anliegen sind, bleibt es die wichtigere Aufgabe, sich gemeinsam um diesen Glaubenssinn zu bemühen. red

„Volk Gottes“ ist nur
Israel

Im Zusammenhang mit dem Kirchenvolks-Begehren in verschiedenen mitteleuropäischen Ländern ist der theologische Begriff „Glaubenssinn“ (sensus fidei) neu thematisiert worden; in ihm möchten manche die Legitimation für mehr Transparenz, Mitsprache und Mitentscheidung in der Kirche sehen. Der Impuls dazu geht auf die Bemühungen des II. Vatikanischen Konzils zurück, vor der Berücksichtigung der teils berechtigten, teils illegitimen Unterschiede in der Kirche die Einheit, Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung aller Mitglieder der Kirche auszusagen. Eine kleine, aber nicht nebensächliche Bemerkung sei hier vorweg gestattet. Die eben genannten Überlegungen des Konzils führten auch dazu, vor das Kapitel über die „Hierarchie“ in „Lumen gentium“ eines über das „Volk Gottes“ im ganzen zu stellen. Das war gut gemeint und ist grundsätzlich richtig; daß für die Gesamtheit der Gläubigen aber der Ausdruck „Volk Gottes“ verwendet